

**Anja Tervooren: Repräsentation und Repräsentationskritik in den Disability Studies.  
Das Konzept des „verletzlichen Körpers“ revisited  
08.07.2008<sup>1</sup>**

Bruhn: An alle herzlich willkommen zur heutigen Sitzung, unsere letzte Sitzung in diesem Semester. Wir haben heute Prof. Dr. Anja Tervooren in unserer Runde zu begrüßen. Frau Tervooren hat Erziehungs-, Literatur- und Sprachwissenschaft studiert, von 1999 ein Stipendium des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes erhalten und an der Northern Michigan University zum Thema Disability Studies geforscht. 2001 bzw. 2002 war sie dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Uni Berlin an der Entwicklung und Konzeption der internationalen Konferenz PhantomSchmerz beteiligt, die sich im Rahmen der Ausstellung "Der (im-)perfekte Mensch" 2003 in Dresden abspielte. 2003 ist dann auch von ihr ein Artikel zur Systematik der Disability Studies erschienen, unter dem Titel "Der verletzte Körper". Sie war als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FU Berlin und danach an der Goethe-Uni in Frankfurt/Main und seit 2007 ist sie Juniorprofessorin hier in Hamburg. Und das war für uns der Anlass, die Systematik von 2003 aufzugreifen und sie zu bitten, das einmal hier in der Ringvorlesung noch mal zu thematisieren. Damit übergebe ich das Wort an Sie und möchte mich herzlich bedanken, dass Sie hergekommen sind.

Tervooren: Ich wiederum möchte mich auch sehr herzlich bedanken. An der Hamburger Universität bin ich ja neu und fand es sehr schön, ein Zentrum für Disability Studies vorzufinden. Vor 13 Jahren, als ich das Konzept des verletzlichen Körpers entwickelt habe, konnte ich mir nicht vorstellen, dass es in Deutschland ein entsprechendes Zentrum geben könnte und bin sehr froh, dass es das an der Universität gibt, an der ich jetzt arbeite. Zu diesem Zeitpunkt, also Mitte der 90er-Jahre, hatten wir zwei Diskurse, die recht unverbunden nebeneinander existierten: auf der einen Seite der Diskurs der Behindertenbewegung und auf der anderen der kulturwissenschaftlich situierte Diskurs um Differenz. Auf der einen Seite konstituierte sich Anfang der 1980er-Jahre weithin sichtbar die deutschsprachige Behindertenbewegung, die bis Anfang der 90er eine breite Öffentlichkeit sensibilisierte. Verbunden war diese Bewegung mit Namen wie Udo Sierck, Theresia Degener, Swantje Köbsell, um nur einige zu nennen, die auch publizistisch tätig wurden. Seitdem gab es auch Veröffentlichungen von Frauen mit Behinderungen und damit eine Überschneidung von unterschiedlichen Differenzdiskursen. Es kamen akademisch ausgebildete Personen, vor allem Menschen mit Körperbehinderungen zusammen, die sich allerdings nur in seltenen Fällen an den Universitäten etablieren konnten. Auf der anderen Seite hatten wir einen ausgefeilten Diskurs um Differenz, der sich hauptsächlich um das Thema Geschlecht/Gender gruppierte. Der Diskurs war interdisziplinär ausgerichtet. Aus dem heutigen Blickwinkel würde ich sagen, zu dem Zeitpunkt lagen bereits die Werkzeuge bereit, um eine Konzeption von Disability Studies zu entwickeln, den Begriff gab es allerdings im deutschsprachigen Raum noch nicht.

Ich stieß zum ersten Mal 1996 in einem gleichnamigen Themenschwerpunkt in der Zeitschrift "radical teacher" auf den Begriff „Disability Studies“. Vertreterinnen und Vertreter der eher geisteswissenschaftlich ausgerichteten Disability Studies aus den USA – Namen wie Lennard Davis und Barbara Garland Thompson waren vertreten – stellten dort ihre Arbeit vor. Was ich damit sagen möchte ist, dass in USA eine Etablierung interdisziplinärer Disability Studies den Weg über eine pädagogischen Zeitschrift genommen hat. Man hat am Anfang nach Möglichkeiten zu publizieren gesucht und die Pädagogik wurde zu einem Einfallstor für die Disability Studies, weil sie sich seit Jahrhunderten mit diesem Thema auseinandergesetzt hat und nach adäquaten Bildungsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderungen sucht.

---

<sup>1</sup> Leicht überarbeitete, autorisierte Vorlesungsmitschrift

Aber einen der wichtigen Argumente, die ich hier vorbringen möchte, lautet: Erziehungswissenschaft kann ein Einfallstor für die Etablierung dieser Forschungsrichtung bilden, muss dann aber zu einer Disziplin unter vielen werden, in denen Fragestellungen von Disability Studies verfolgt werden.

Was ich Ihnen heute vorstellen möchte, ist – und deshalb diese Vorrede – nicht unbedingt etwas Neues. Ich möchte noch einmal das Konzept des verletzlichen Körpers darlegen, es in den aktuellen Kontext stellen und resümieren, was sich in der letzten Zeit getan hat. Dieses werde ich in fünf Schritten tun. Zunächst werde ich erläutern, was mit „Repräsentation“ gemeint ist, im zweiten Teil werde ich auf das Thema „Repräsentationskritik“ eingehen. Im dritten Teil möchte ich das an unterschiedlichen Diskursen zur Differenz ausdifferenzieren, im vierten Teil komme ich zu methodologischen Überlegungen, die ich unter der Überschrift "das Konzept des verletzlichen Körpers" zusammengefasst habe und zuletzt werde ich auf Forschungsdesiderate heutiger Disability Studies eingehen. Im Zentrum dieses Vortrags steht die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis. Und natürlich bezieht sich das hier auf das Thema Behinderung, aber ich möchte auf die Nachbardiskurse eingehen.

Was also ist Repräsentation? Zwei Dinge möchte ich dazu sagen. Zunächst heißt lateinisch "representare" schlicht und ergreifend „Vergegenwärtigung“, „Darstellung“ und „Vertretung“ und diese Dreierheit ist wichtig. Ich beziehe mich, um das zu untermauern, auf Marie-Luise Angerer, eine Medien- und Kulturwissenschaftlerin, die das Folgende geschrieben hat: "Diesem Begriff wird im Deutschen fälschlicherweise meist seine Mehrdeutigkeit entzogen, indem er ausschließlich als Darstellung verstanden wird. Doch Repräsentation bedeutet darüber hinaus auch Vertretung (im politischen Kontext) sowie Vorstellung... Dieses Wissen umfasst nun jedoch genauso die Zuschreibungen bzw. notwendigen Festsetzungen geschlechtlicher Identitäten, nämlich, dass sie nicht nur das sind (sein können), was sichtbar ist, sondern dass sie gleichzeitig immer schon auf etwas anderes verweisen, und dass dieses andere in Potenzialität gehalten und nicht verdrängt wird." Zwei Punkte möchte ich herausstreichen: Angerer weist darauf hin, dass Repräsentation neben der Darstellung eines Themas in Bildern, Texten, Symbolen etc. immer auch eine politische Seite hat. Repräsentation kann nicht nur auf der Ebene des Symbolischen verbleiben. Man kann z.B. untersuchen, wie Pieter Breughel in seiner Malerei das Thema Behinderung dargestellt hat. Aber gleichzeitig ist es wichtig, dass das Thema nicht nur in Bildern, Fotos repräsentiert wird, sondern dass leibhaftig Menschen mit Behinderung dieses Thema darstellen und repräsentieren. Aus der symbolischen und praktischen Darstellung entwickelt sich eine Vorstellung von einer bestimmten Kategorie, in unserem Fall Behinderung. Der zweite Punkt in diesem Zitat, den ich für wichtig halte, ist, dass sich die Vorstellung in ein spielerisches Verhältnis zur Repräsentation setzen kann. Die Vorstellung kann auch beinhalten, was das Repräsentierte sein *kann*, nicht nur was *ist*. Das ist mit „Potenzialität“ gemeint.

Mein zweiter Punkt zu der Frage, was ist Repräsentation, schließt unmittelbar dort an. Wir haben in der Kulturtheorie verschiedene Entwürfe davon, wie man Kultur repräsentieren kann. In den 1980er-Jahren wurde Kultur sehr stark auf der Ebene der Textinterpretation begriffen. Kultur war etwas, was man lesen konnte, war ein Text und verblieb daher vor allem auf der Ebene der Symbole. Das wurde unter dem Oberbegriff *linguistic turn* gefasst. In den 1990er Jahren wurde die Vorstellung, dass man alles als einen Text lesen kann, kritisiert und gesagt, man müsste sich in der Interpretation von Kultur und Kulturen auf Bilder beziehen. Bei diesem *iconic turn* wurde das Bildhafte der Kultur in den Vordergrund gestellt. Aktuell spielt die Praxis, die Handlungen und Aufführungen der Subjekte – und damit das Performative – eine zentrale Rolle. Im Rahmen des *performative turns* wird Kultur als symbolische Praxis aufgefasst. Denn es ist nicht nur das, was in der Symbolik repräsentiert wird, was uns beeinflusst, sondern es ist das, wie wir diese Symbolik aufführen, leibhaftig auf die Bühne bringen, wie wir mit anderen Personen interagieren, wie wir mit den Symbolen in unseren Begegnungen umgehen etc.. Kultur als symbolische Praxis hat zwei Dinge

miteinander verbunden, das Symbolische und die Aufführung des Symbolischen, dafür steht der Begriff des Performativen.

Ich komme zur nächsten Frage: Was sind Repräsentationskritiken? In der Debatte um Repräsentation geht es darum, ein Thema oder Menschen zu vertreten, darzustellen und sich auch vorzustellen, was diese Menschen tun oder was ihnen wichtig ist. Und lokalisiert ist die Kritik der Repräsentation unter anderem in einem Kontext, in dem es um Differenztheorien geht. Dort wird die Frage gestellt, wer spricht über wen und wer darf wen repräsentieren, z.B. sprechen Männer über Frauen oder Nichtbehinderte über Behinderte oder umgekehrt? Hier geht es also um die Repräsentation von Menschen, die häufig als anders begriffen werden, ob das richtig ist oder falsch.

Ich werde ihnen drei Positionen der Repräsentationskritik vorstellen, die aus einem allgemeinen interdisziplinären Diskurs um Differenz stammen und die ich für das Thema der Repräsentation von Behinderung in der einen oder anderen Weise für relevant halte. Zunächst zu Emmanuel Lévinas, einem französischen Philosophen, der 1995 90-jährig gestorben ist. Er sagt, dass die abendländische Philosophie sich mit der Tilgung des Anderen beschäftigt hat, ich zitiere: "Die abendländische Philosophie fällt mit der Enthüllung des anderen zusammen; dabei verliert das Andere, ..., seine Andersheit. Von ihrem Beginn an ist die Philosophie vom Entsetzen vor dem Anderen, das Anderes bleibt, ergriffen, von einer unüberwindlichen Allergie." Die Darstellung des Anderen sei dazu genutzt worden, das Andere so zu interpretieren, wie man sich selbst interpretiert hat, und damit die Differenz zwischen einem selbst und dem Anderen auszuradierte. Lévinas These ist, dass es nicht so war, dass das Andere nicht dargestellt wurde, sondern dass es ständig dargestellt wurde, aber in einer Art und Weise, in welcher die Andersheit des Anderen zum Verschwinden gebracht wurde.

Die Kulturtheoretikerin und Anthropologin Trinh T. Minh-ha, eine in Vietnam geborene, in den USA arbeitende Intellektuelle, führt das, was Lévinas gesagt hat, weiter, aber schneidet es anders zu. Sie sagt, dass es heute nicht mehr darum geht, das Andere zu tilgen, sondern es an der Stelle zu belassen, an der es sowieso schon war, in klar umgrenzten Bereichen, Zirkeln, Reservaten. Ich zitiere ihre Art und Weise der Sprache, die sehr poetisch ist, und denke, es wird klar, was sie meint: "Die Taktik hat sich seit der Kolonialzeit geändert und indigene Kulturen werden nicht mehr (offen) zerstört (erhalte die Form, aber beseitige den Inhalt oder umgekehrt). Ihr dürft eure traditionellen Gesetze und Stammesriten unter euch (beibe)halten. So lange ihr und euresgleichen euch davor hütet, die vorgegebenen Grenzen zu überschreiten." Damit kritisiert sie einen Umgang mit Minderheiten, der diesen eigene Regeln, Praktiken, Normen zugesteht, aber nur in einem klar umgrenzten Areal.

Ich möchte dies auf ein Beispiel beziehen: Ich wähle jetzt die Institutionalisierung der Geschlechterstudien, in der anschließenden Diskussion sollten wir das aber auf die Institutionalisierung der Disability Studies beziehen. Man kann ein Areal für die Geschlechterstudien abzirkeln und sagen: Hier könnt ihr machen, was ihr wollt. Das mündet aber in eine Form der „Politik der getrennten Entwicklung“, wie Minh-ha es nennt. Bezogen auf die Disability Studies hieße dies, dass der allgemeine Diskurs sich nicht davon beeindrucken lassen müsste, was in den Disability Studies gemacht wird.

Ich springe jetzt noch mal hinein in die Geschlechterstudien, weil die Diskussion um Repräsentationskritik, die in den 90er-Jahren sehr ausgeprägt war, dort auch ganz erbittert geführt worden ist. Unter anderem ist sie mit dem Namen von Judith Butler verbunden. 1991 hat sie in "Das Unbehagen der Geschlechter" geschrieben: "Auch die Theorien feministischer Identität, die eine Reihe von Prädikaten wie Farbe, Sexualität, Ethnie, Klasse und Gesundheit ausarbeiten, setzen ein verlegenes "usw." an das Ende ihrer Liste. Durch die horizontale Aufzählung der Adjektive bemühen sich diese Positionen, ein situiertes Subjekt zu umfassen; doch gelingt es ihnen niemals, vollständig zu sein. Dieses Scheitern ist aber äußerst lehrreich, denn es stellt sich die Frage, welcher politische Impetus aus dem "usw." abzuleiten ist (...). Tatsächlich ist es ebenso ein Zeichen für Erschöpfung wie ein Zeichen für den

unbegrenzten Zeichenprozess selbst. Dieses "usw." ist das *supplément*, der Überschuss, der zwangsläufig jeden Versuch, die Identität ein für allemal zu setzen, begleitet." Was Butler macht, ist einerseits ein Resümee der Auseinandersetzung in der Frauenbewegung in den 80ern und frühen 90ern zu geben. Nachdem sich die Frauenbewegung konstituiert hatte und ein bestimmtes Segment der Gesellschaft besetzen konnte, gab es Auseinandersetzungen über die Differenzen unter den Frauen selbst. Um zu vermeiden, etwas Falsches über andere zu sagen, wurde aufgezählt, welche Differenzen jeweils bedacht wurden. Aber genau dieses Vorgehen muss stets scheitern. Es muss deshalb scheitern, weil man immer jemanden vergisst und weil Identität sich ständig wandelt. Butler sagt, die vollständige Repräsentation der eigenen und einer anderen Identität, sei ein Mythos, könne nie gelingen und müsse immer scheitern.

Sie sehen hier, die letzte Kategorie in Butlers Aufzählung ist „Gesundheit“. Gesundheit hat zwar mit Behinderung nur sehr vermittelt etwas zu tun, aber immerhin bezieht die Philosophin als eine der wenigen Feministinnen die Kategorie "körperliche oder geistige Verfasstheit" überhaupt ein. Sie wissen alle, dass in dem Diskurs der Frauenbewegung oder in dem jetzigen Diskurs um Geschlechterforschung das Thema Behinderung selten eine Rolle spielt. Wir haben diese Debatte schon in den 90er-Jahren. Uschi Auriel hat z.B. darauf hingewiesen, dass Frauen mit Behinderung zwischen allen Stühlen sitzen. Wenn Sie auf Konferenzen fahren, die sich mit dem Thema Gender befassen, taucht die Kategorie Behinderung dort ganz, ganz selten auf. Im Kontext der interdisziplinären Gender- und Queer Studies der Hamburger Uni existiert z.B. aktuell eine Initiative, verbunden mit drei Konferenzen, die sich mit dem Thema Intersektionalität auseinandersetzt, also mit der Überlappung von verschiedenen Differenzen. Wenn dort auch eine große Bandbreite verschiedener Differenzen diskutiert wird, gilt die nicht für die Kategorie Behinderung. Mein Plädoyer am Ende dieses Vortrags wird sein, dass sich Vertreterinnen und Vertreter der Disability Studies genau in solche Kontexte hineinbegeben müssten, um Disability Studies interdisziplinär ins Gespräch zu bringen.

Was sind jetzt die Konsequenzen aus dieser Repräsentationskritik? Wie wird in einzelnen Differenzdiskursen damit umgegangen? Zunächst werde ich die Konsequenzen am Beispiel Geschlechterforschung und dann am Beispiel der Ethnographie aufzeigen. Ich komme zum ersten, der Geschlechterforschung. Was ist gemacht worden? Erstens sind Ausdifferenzierungen innerhalb der Kategorie vorgenommen worden, vor allem im Bereich von Geschlecht und Sexualität. Dies hat mit der Repräsentationskritik in den 1990er Jahren angefangen und sich nach der Jahrtausendwende durchgesetzt. Z.B. wurde die Vielfältigkeit des Bereichs der Sexualität und damit die „difference within“ herausgearbeitet: nicht mehr nur heterosexuelle, nicht mehr nur homosexuelle Frauen und Mädchen stehen im Mittelpunkt, sondern auch transsexuelle, intersexuelle Personen etc. und alle Formen von sexuellen Lebensweisen. Zweitens wird ein Blick zurück auf die Konstruktion der dominanten Kategorie geworfen. Das heißt, dass nicht nur um die Analyse des Anderen im Mittelpunkt steht, sondern das, was als Norm begriffen wird, angeschaut wird. Die Einführung des Begriffs „Gender Studies“, der die Frauenforschung ablöste, markierte, dass ebenso Männlichkeit untersucht werden müsse. Im Bereich „Migration“ wäre der "Blick zurück" die Analyse der Konstruktion der weißen Frau. Diese Theorierichtung, die Whiteness Studies haben seit Ende der 90er Jahre sehr an Boden gewonnen. Ich habe diesen Richtungswechsel eben mit dem Modell des verletzlichen Körpers vorgeschlagen und dafür plädiert, dass die Konstruktion des als behindert und die des als nicht-behindert begriffenen Körpers untersucht werden müsse. Aber dazu später. Und drittens werden als Konsequenz aus der Repräsentationskritik – da bin ich eben kurz an einem Beispiel darauf eingegangen – die Überschneidungen zwischen den Kategorien in den Blick genommen.

Ich komme zum zweiten Beispiel, der Ethnografie. Ethnografie beschreibt ursprünglich „fremde“ Kulturen. Malinowski, der erste, der zu den Menschen hingegangen ist, hat für sich

reklamiert, dass er *the native's point of view* zu repräsentieren vermag. Mittlerweile wird dieser Anspruch schon lange nicht mehr erhoben. Es gibt die eben skizzierte „Krise der Repräsentation“, vor allem in der Ethnografie, weil es hier immer darum geht, etwas Fremdes zu beschreiben. Clifford Geertz hat gesagt, man kann nicht den Standpunkt der dort Geborenen repräsentieren, aber die Bedeutungssysteme, die vorliegen. Man solle eben die Rituale untersuchen, die Feste, und kann dann auch als Außenstehender interpretieren, was dort passiert. Er stellt in Rechnung, dass er sich dem wirklichen Geschehen stets nur annähern kann, von außen auf etwas schaut.

Eine zweite Konsequenz aus dieser Repräsentationskritik war, dass man den Blick zurückgewendet hat, dass man nicht nur die fremde Kultur, sondern die eigene betrachtet hat. Das ist eine Tradition, die in der Soziologie sehr stark ausgearbeitet ist. Und da hat man nicht unbedingt das Problem, dass man etwas Fremdes zu beschreiben hat, sondern etwas, das einem selbstverständlich ist; eine Ethnografie des U-Bahn-Fahrens in Hamburg beispielsweise, wo man Teil ist und um beschreiben zu können, sich selbst befremden muss. Ein dritter Ansatzpunkt war eine Besprechung der Ergebnisse mit denen, um die es eigentlich geht. Im Rahmen der qualitativen Forschung ist dies als „kommunikative Validierung“ bekannt. Ich bin am Ende des dritten Teils und komme jetzt zu den methodologischen Überlegungen und stelle ganz kurz das Konzept des verletzlichen Körpers vor.

Teilnehmerin: Darf ich eine Frage stellen? Nur kurz zu der Ethnografie, ich verstehe den Forschungsansatz, aber nicht, was das mit den Disability Studies zu tun hat, ich kann den Ansatz sehen, aber der rote Faden fehlt.

Tervooren: Für mich sind zwei zentrale Fragen der Disability Studies, wie kann das Thema Behinderung repräsentiert werden und wer repräsentiert es? Wie ist die Rolle von nichtbehinderten Forschern in dem Feld zu bestimmen? Aus diesem Grunde zeige ich Debatten aus anderen Feldern auf, von denen die Diskussionen hier profitieren könnten.

Teilnehmerin: Dass man sich eine Außenperspektive sucht?

Tervooren: In der Ethnografie geht es auch um die Frage der Repräsentation: Ich schreibe über etwas, über Kinder zum Beispiel. Ich muss immer jemand anderen repräsentieren und mir die Frage stellen, ob dies gelingt. Hier geht es um die Frage, wie kann Behinderung und Nichtbehinderung repräsentiert und in seinen Konstruktionsweisen analysiert werden. Das sind Punkte, die ich schon gemacht habe: der "Blick zurück", die Konstruktion der weißen Frau, des nicht behinderten Mannes, das sind alles Ansätze, die notwendig sind, um die Konstruktion einer bestimmten Kategorie zu verstehen. Und deshalb habe ich ihnen zwei Diskurse herausgesucht, wo es ganz zentral um Differenz und Repräsentation geht: Geschlechterforschung und Ethnografie.

Nach der Begriffsbestimmung von „Repräsentation“ und „Repräsentationskritik“ komme ich zu meiner eigentlichen Frage: Wie kann das Thema "Behinderung" so erarbeitet werden, dass diese Repräsentationskritik aufgegriffen wird? Wie kann Behinderung analysiert werden? Wie kommt es dazu, dass eine Person als behindert gilt und die andere nicht? Und: Wie kann eine Sichtweise entwickelt werden, die diese Dichotomie (behindert/nicht behindert) nicht voraussetzt? Das Konzept des verletzlichen Körpers, das ich an anderer Stelle ausführlich dargestellt habe und hier nur kurz skizziert werden kann, soll Antworten auf diese Fragen aufzeigen. Dem Konzept des verletzlichen Körpers liegt eine einfache Idee zugrunde. Ich habe mir ein psychoanalytisches Körperkonzept vorgenommen, das auf Jacques Lacan zurückgeht und in dem eine Gegenüberstellung eines ganzen und eines zerstückelten Körpers behauptet wird. Das Konzept ist stark rezipiert worden, nicht nur in den Literatur- und Kulturwissenschaften, sondern auch im Rahmen der Sozialwissenschaften und der Pädagogik.

Ich habe es ausgewählt, weil es um Körperbilder geht und diese spielen in der Repräsentation von Behinderung eine entscheidende Rolle.

Jacques Lacan sagt, dass die Bildung eines Ichs für ein Kind durch das Erblicken des eigenen Körpers im Spiegel vonstatten geht. Das Kind ist zu diesem Zeitpunkt 18 Monate alt und völlig abhängig von der Pflege seiner Mutter oder seines Vaters. Es sieht aber im Spiegel einen *ganzen Körper*, eine Körpergestalt, die ihm den Eindruck vermittelt, es verfüge bereits über seine Körperfunktionen. Das Spiegel täuscht das Kind also über seine reale Abhängigkeit. Lacan beobachtete, dass das Kind das erste Erkennen seiner Gestalt im Spiegel mit Jubel beantwortet. Und er sagt, dass das Kind eben seine reale Abhängigkeit, das Lacan als das Gefühl eines zerstückelten Körpers beschreibt, verdrängt. Und er sagt weiter, dass in der Folge die Vorstellung und die Erfahrung des zerstückelten Körpers ins Unbewusste verdrängt wird und dann wieder auf taucht, wenn es um die Wahrnehmung von besonderen Körpern geht, um Wahrnehmung von Menschen, die selbst einen besonderen Körper haben. Deshalb geht Lacan davon aus, dass der zerstückelte Körper etwas ist, das den Menschen, die sich über einen ganzen Körper definieren, immer Angst machen muss.

Die kritische Lesart, die ich von diesem „Spiegelstadium“ vorgeschlagen habe, ist, dass Lacan bereits voraussetzt, dass es eine Dichotomie von ganzen und zerstückelten Körper geben muss. Lacan unterstellt dem Kind ein Bedürfnis nach Unabhängigkeit haben muss, das es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht kennen kann. Das Kind kennt nichts anderes als die Abhängigkeit und kann über seinen Körper nicht verfügen. Wieso soll das Kind seine Abhängigkeit ins Unbewusste verdrängen, wenn dies seine Lebensform ist und diese Abhängigkeit von Anfang an gewohnt ist. Das heißt, für mich wäre diese Abhängigkeit eine Konstituente des menschlichen Seins und müsste nicht unbedingt ins Unbewusste verdrängt werden. Das Spiegelstadium nach Lacan ist deshalb interessant, weil es um die Konstruktion von Körperbildern geht. Das Kind sieht als Täuschung etwas Ganzes im Spiegel und muss das Nicht-Ganze verdrängen. Und die Lesart, die ich vorschlage, ist die der Dekonstruktion. Ich gehe davon aus, dass es nicht unbedingt die Dichotomie zwischen zerstückeltem und ganzem Körper geben muss, sondern dass eine Kontinuität des „verletzlichen Körpers“ vorliegt. Ich möchte anmerken, dass Lacan dort eine Störung feststellt, wo eine Spezifik menschlichen Lebens markiert werden müsste. Der Mensch ist, verstärkt am Anfang und am Ende, aber auch zeitlebens zwischen Krankheit, Unfall, lang andauernden Beeinträchtigungen mehr oder weniger lang auf Pflege anderer angewiesen und ist aufgrund seiner Sozietät in steter Abhängigkeit von anderen Menschen. Mit Lacan kann ich schlussfolgern, dass der zerstückelte Körper allen Menschen vertraut ist, der normale Körper ist nichts mehr als ein imaginiertes ganzer Körper. Das nenne ich eine inklusiven Anthropologie.

Was bedeutet das konkret? Hier noch mal ein kurzes Zitat, das ich sehr liebe, es ist von Lennard Davis in meiner Übersetzung: "Behinderung ist kein Objekt..., sondern ein sozial konstruierter Prozess, der jeden persönlich einbezieht, der einen Körper hat und in der Welt der Sinne lebt. Ebenso wie die Konzeptionalisierung von Rasse, Klasse und Geschlecht das Leben derjenigen formt, die nicht schwarz, nicht arm oder nicht weiblich sind, so reguliert das Konzept "Behinderung" den Körper derer, die 'normal' sind. Tatsächlich ist das Konzept von Normalität, durch das die meisten Menschen (der Definition nach) ihre Existenz formen, unerbittlich mit dem Konzept von Behinderung verbunden oder besser gesagt, das Konzept "Behinderung" ist eine Funktion des Konzeptes "Normalität". Normalität und Behinderung sind Teile des gleichen Systems."

Nun wirkt das zunächst alles sehr theoretisch, aber dieses inklusive theoretische Denken hat praktische und methodische Konsequenzen. Methodische Konsequenzen kann ich hier nur andeuten und beispielhaft auf zwei Studien verweisen. Siegfried Saerberg (2007) hat untersucht, wie blinde und sehende Menschen sich auf der Straße begegnen und wie die sehenden Menschen den nicht sehenden den Weg beschreiben. Sie kennen diese Studie vielleicht, er hat sie an mehreren Stellen vorgestellt. Saerberg ist tatsächlich in einer fremden

Stadt angekommen, mit einem Kassettenrekorder aus dem Bahnhof herausgegangen und hat sich Wege beschreiben lassen. Die teilweise hilflosen Versuche der Sehenden, ihm zu erklären, wie er den Berg hoch- und runtergehen soll, hat er aufgenommen und transkribiert. Saerberg hält es für zentral, die Interaktion zwischen Nichtsehenden und Sehenden zu beschreiben: "Eine materialgesättigte Reflexion auf mögliche Gemeinsamkeiten von Intersubjektivität und Sozialität zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten im Hinblick auf deren theoretisch allgemeine und interaktiv besondere Umstände vermag sowohl Differenz als auch Normalität theoretisch zu fassen als auch miteinander zu vermitteln." Saerberg selbst ist nichtsehend, Carolin Länger ist sehend und sie untersucht: "die kulturellen Entstehungsorte der Differenzbildung von Blindheit und Sichtigkeit". Sie hat 2002 eine Ethnografie von Landesbildungsstätten für Sehbehinderte und Sehgeschädigte vorgelegt.

Wir kommen zum letzten Teil des Vortrags. Da geht es um die Forschungsdesiderate deutschsprachiger Disability Studies. Wie könnte es weitergehen und wie kann man an dem anknüpfen, was bereits da ist? Was kennzeichnet britische Disability Studies, US-amerikanische Disability Studies und was könnte deutschsprachige Disability Studies kennzeichnen? Ich stelle diese Frage in vergleichender Perspektive, da es mir wichtig zu sein scheint, bei der Etablierung neuer Forschungsrichtungen sich einerseits von dem was international bereits gearbeitet wurde inspirieren zu lassen und andererseits die Situation im deutschsprachigen Raum einzubeziehen. Meines Erachtens ist die Entstehungszeit einer Forschungsrichtung wichtig, da die umgebenden Diskurse Wege weisen, wie das Thema Behinderung in den allgemeinen Diskurs eingeflochten werden kann.

Die britischen Disability Studies waren ja die ersten, die entstanden sind, in einem Kontext, in dem es stark um das Thema Differenz, um die Frage, wie werden Klassenverhältnisse vermittelt und wie wirken diese, ging. Im Kontext der britischen Culture Studies standen Politik und Soziologie im Mittelpunkt (z.B. Michael Oliver: *The Politics of Disablement*) und bis heute spielen die Kulturwissenschaften in den britischen Disability Studies eine untergeordnete Rolle. In den USA war auch die Soziologie mit Kenneth Zola der Ausgangspunkt der Implementierung von Disability Studies, doch erfuhr dieser bald eine Erweiterung durch die ganze Bandbreite der Kulturwissenschaften, die zu diesem Zeitpunkt Anfang der 1990er Jahre sehr von poststrukturalistischen Theorietraditionen beeinflusst waren.

Was aber ist kennzeichnend für deutsche Disability Studies? Auf was kann im deutschsprachigen Raum zurückgegriffen werden? Ich wäre dafür, dass man Diskurse über das Thema Behinderung in alle Disziplinen austreut, aber die Disziplinen in ihrer Eigenart ernst nimmt. D.h. dass man die Methoden anwendet, die in der Disziplin angewendet werden und auch die Quellen nutzt und die Theorien nutzt, die in den Disziplinen eine Rolle spielen. Dieses Konzept von Interdisziplinarität ist im deutschsprachigen Raum tief verankert. Und dass die Personen, die mit diesen Themen und Fachkulturen betraut sind, aus ihrer disziplinären Perspektive das Thema aufgreifen und von dort aus interdisziplinäre Anschlussstellen suchen. Sie merken vielleicht, in welche Richtung das geht. Die Situierung in der Pädagogik ist einerseits – so habe ich am Anfang eingeführt - eine Möglichkeit, ein Einfallstor für das Paradigma der Disability Studies zu bilden. Doch muss dieses Paradigma zur gleichen Zeit in alle Disziplinen implementiert werden dann muss es aber, denke ich, in alle Richtungen ausgestreut werden und die Methodenkompetenz ausdifferenziert werden.

Für ganz wichtig halte ich zweitens das Abrücken von der „Repressionshypothese“, wie Michel Foucault sie genannt hat. Man kann nicht sagen, Behinderung wird nicht repräsentiert, sondern muss immer wieder fragen, auf welche Weise wird sie repräsentiert? Und währenddessen wird man feststellen, dass es zahlreiche Repräsentationen von Behinderung gibt.

Drittens komme ich zu dem Ausbau bereichsspezifischer Forschung, die im Bereich der Historisierung von Behinderung, im Bereich sozialwissenschaftlicher Disability Studies und

im Bereich kulturwissenschaftlicher Disability Studies eben auch von Vertreterinnen und Vertretern der einzelnen Fächer vorangetrieben werden sollte. Ich möchte Ihnen Beispiele dafür aufzeigen. Aus dem kulturwissenschaftlichen Bereich etwa die Kunstwissenschaftlerin Gesa Ziemer, die in ihrem Buch "Verletzbare Orte. Entwurf einer praktischen Ästhetik" Inszenierungen von Theatergruppen, die Schauspielern mit Behinderungen arbeiten, analysiert. Es sollte zum Ausbau der sozialwissenschaftlichen Disability Studies kommen eben auch mit den Methoden, die die Sozialwissenschaften fordern, qualitativ, auch quantitativ oder in der Überkreuzung der Paradigmen, das muss jeweils nach Thema entschieden werden oder nach Expertise. Als Beispiel möchte ich das Buch von Claudia Bruner nennen, das einigen bekannt sein dürfte: "KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biographischen Erzählungen von Frauen". Sie arbeitet mit biografischen Interviews. Und die Historisierung von Behinderung muss vorangetrieben werden. Zwei aktuelle Beispiele möchte ich nennen: einmal ein Schwerpunkt in der Zeitschrift "Travers", wo es um das Thema Behinderung geht. Das ist eine in der Geschichtswissenschaft situierte Zeitschrift. Oder die Tagung "Homo debilis. Behinderte - Kranke - Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters", die 2007 an der Universität Bremen stattgefunden hat.

Weiter zu den Forschungsdesiderata deutschsprachiger Disability Studies. Ich plädiere dafür – und das haben Sie auch schon mehrmals gehört –, dass ein Anschluss an aktuelle Diskurse zur Differenz gesucht und gleichzeitig das eigene Profil ausdifferenziert werden sollte. Ein guter Ansatzpunkt ist die gegenwärtige Debatte um Intersektionalität. In dieser können sowohl theoretische, als auch praktische Ansatzpunkte gefunden werden. Zum Beispiel könnte das Thema Behinderung im Moment im Kontext der Hamburger Uni sehr gut in das Gleichstellungsprogramm der Universität, das gerade vorgelegt worden ist, implementiert werden, weil hier aktuell Ansätze wie „Managing Diversity“ eingearbeitet werden. Das wäre ein pragmatischer, strategischer Weg und auch theoretisch anspruchsvoller Weg.

Weiter geht es mit dem Aspekt der Stellvertretung, den ich im Rahmen der Ausführungen zur Repräsentationskritik mehrfach kritisch angesprochen habe: Stellvertretung – für jemanden oder über jemanden zu sprechen – kann problematisch sein; meines Erachtens kann aber nicht darauf verzichtet werden. Ich glaube, dass es einerseits wichtig ist, dass Disability Studies sich aus den angestammten Disziplinen herausbewegen, also aus den klassischen Disziplinen von Medizin, Pädagogik, Psychologie, allen Disziplinen, die sich mit Hilfe, Unterstützung usw. beschäftigen. Einerseits müssen sie sich herausbewegen, um eine neue Sichtweise von Behinderung zu erarbeiten und zu etablieren und andererseits die Disziplinen auch weiterhin besetzen, weil es im Moment Brennpunkte in unserer Gesellschaft sind. In unserer aktuellen sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, demografischen Verfasstheit werden Behinderung, Alter und Krankheit noch mehr zu Brennpunktthemen werden, als sie es schon sind. Deshalb plädiere ich für die Reformulierung der Positionen in den angestammten Disziplinen, zum Beispiel in der Forschung zu Public Health, in der Altersforschung, in der Behindertenpädagogik usw. und nicht für ein Verlassen dieser angestammten Disziplinen.

Und daran schließt sich unmittelbar das vierte Forschungsdesiderat der Disability Studies an: Wie ist es mit dem Verhältnis von Disability Studies und Pädagogik? Pädagogik ist eine Disziplin, die normativ ausgerichtet ist und eine bestimmte Konzeption von Stellvertretung bereithalten muss. Kinder - ob mit oder ohne Behinderung ist unerheblich – bilden sich zwar auch selbst, aber es geht auch immer darum, sie in die Gesellschaft einzuführen, sie zu erziehen, ihre Bildungsprozesse zu unterstützen etc. Erwachsene haben, wenn es um Kinder und Jugendliche geht, immer einen Schutzauftrag. Es ist also in der Pädagogik nicht möglich, die Normativität und die inhärenten Hierarchien aufzuheben, während der Ausgangspunkt der Disability Studies ist, die inhärente Vorstellung von Fürsorge, Hilfe oder Unterstützung, die den Diskurs um Behinderung solange ausschließlich prägte, beiseite zu lassen. Dennoch ist es wichtig, die Bereiche, die sich nur über Stellvertretung organisieren lassen, nicht zu



vergessen. Ich denke z.B. an die Repräsentation und Vertretung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit schwerer geistiger Behinderung. Pädagogik und Disability Studies können nicht darauf verzichten, für andere oder über andere zu reden, mit all den Fallen, die Vertretung birgt. Selbstvertretung kann nicht das einzige sein, mit dem gearbeitet wird, weil es immer bestimmte Personengruppen gibt, die sich auch tatsächlich nicht vertreten oder nur bis zu einem bestimmten Grad vertreten können. Gut, ich bin jetzt am Schluss angelangt. Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich auf die Diskussion.